

# DER CLOWN VALENTIN

von

FRANZ BLEI

Vor zwanzig Jahren sah ich ihn, von Th. Th. Heine geführt, zum erstenmal. Auf dem Podium eines Wirtshauses in einer Münchener Vorstadt, wo er zu Hause ist, mimte, sprach, sang und konzertierte dieser überaus magere, seine Spindeldürre kostümlich noch übertreibende Mensch — »Blödsinn«, wie er es selber nannte. Dadaismus, wie mans gestern genannt haben würde, wenn man den tieferen Sinn ignorierte, der diesem Blödsinn die Bedeutung gab und stärkere Wirkung als auf die eingeborenen Stammgäste. Diese nannten den blassen, nie lachenden, kaum lächelnden, fast nur in Nuancen andeutenden Valentin ein »Viech«. Das ist ein Kosewort für einen immer lustigen Kerl, der sich nicht unterkriegen läßt und den man gern hat. Das Wort ist eine Sympathieerklärung, nichts weiter.

Aber auch was man diesen ganz eigenartigen Menschen sonst nennen könnte aus der fachlichen Terminologie der Bühne, würde ihn nicht definieren. Er ist weniger als ein Schauspieler, denn er spielt keine Rollen. Er ist mehr als ein Schauspieler, denn er ist das, was er »spielt«, immer selber, nicht in Einfühlung, sondern in Natur. Er kennt und benutzt alle schauspielerischen Mittel, aber er hat kein darstellerisches Ziel, wie es die Schauspieler haben. Rasch eingeordnet ist er ein Komiker, aber er ist eigentlich gar nicht komisch, sondern tragisch. Seine Tragik hat nur so ungewöhnlich komische Ausdrucksformen. Man lacht über das Einzelne, aber das Ganze ist aufregend nachdenklich. Alle diese Lazzi haben immer einen pathetischen Hintergrund. Alle diese tollen Späße und närrischen Einfälle bilden ein Seil, an dem er und der Zuhörer über einem jähen Absturz hängen. Die Tragik des Lebens bringt dieser Mensch in rückenreibende Nähe zum Absurden. Der Clown: diese Bezeichnung kommt vielleicht am nächsten. Aber auch nicht sehr weit. Das Mienenspiel dieses Valentin: es ist fast unmerklich, so zart, so delikate, so diskret ist es. So unbeteiligt möchte er an dieser tragischen Komik seines Falles erscheinen, so ganz nur Opfer.

Er spricht und darstellt in seinen Szenen, allein oder mit seiner kongenial ihn begleitenden Partnerin Liesl Karlstadt, keine Texte oder Einfälle anderer Leute. Es genügt ihm sein eigenes unheimliches Thema für die unendliche Reihe seiner Variationen. Ich sagte schon, daß er nie Rollen »darstellt«, sondern sich selber. Er ist das erleidende Schlachtfeld des Kampfes zwischen Logik und Sprache. Mit einer obstinaten Vorliebe für die Logik, auch wenn sie ins sprachlich Absurde führt. Aber er lächelt wie ein Spitzbub, wenn er logisch rechtbehält gegen die Sprache. Oder ist erschüttert, wenn die Sprache rechtbehält gegen seine Logik. Da versteht er die Welt nicht mehr. Und stellt sie, weils gleich ist, auf den Kopf. Er ist der entsetzlich geplagte Mensch, von Tücken umgeben, mit Tücken parierend oder mit dem Sela des selbstvernichtenden Verzichtes. Er hat endlose Plage mit dem Leben, denn das Wort stellt so geschickte Fallen. Man muß immer auf der Hut sein. Das zwingt zu grotesken Verrenkungen und Sprüngen. Alles wäre in so schöner Ordnung, wenn man ohne Worte denken könnte. So aber ist alles Mißverständnis und Verwirrung. Der Kapellmeister ruft ihm, der mit der Trompete einen Takt